



Illustrierte Monatschrift aus der Mission der Brüdergemeine.

36hnter
Jahrgang.

Neue Folge: 5. Jahrgang. September 1915. Jährlich Mk. 1.20 einschl. Porto

„Was ist denn eigentlich Sein Glaube?“

Als Friedrich der Große auf einem Marsch im ersten Schlesiſchen Krieg seinem General Schmettau, einem wohlverdienten Offizier und Diplomaten, wegen seines Glaubens mit Spottreden zusetzte, antwortete dieser endlich: „Eure Majestät sind viel witziger und gelehrter als ich. Überdies sind Sie mein König. So sind Sie gegen mich doppelt im Vorteil. Jedoch meinen Glauben können Sie mir nicht nehmen. Könnten Sie es aber, so würden Sie mir und sich selbst den größten Schaden zufügen.“

Der König blieb stehen und fragte: „Wie meint Er das?“ Schmettau erwiderte: „Eure Majestät glauben jetzt an mir einen tüchtigen Offizier zu haben und ich hoffe, Sie irren sich nicht. Könnten Sie mir aber meinen Glauben nehmen, dann hätten Sie in mir nur noch ein Rohr im Winde, worauf nicht der mindeste Verlaß wäre.“

Der König wurde noch ernster und forderte: „Sag Er mir doch einmal, was ist eigentlich Sein Glaube?“ Sofort

erwiderte Schmettau: „Ich glaube an eine göttliche Erlösung von allen meinen Sünden. Ich glaube an eine göttliche Vorsehung, die jedes Haar auf meinem Haupte zählt. Und ich glaube an ein ewiges, seliges und herrliches Leben nach dem Tode.“

Der König sprach: „Das glaubt Er wirklich? So recht mit voller Zuversicht?“ — „Ja wahrhaftig, Eure Majestät!“ — Da reichte ihm der König die Hand, indem er sagte: „Schmettau, Er ist ein glücklicher Mensch!“

Ja, wohl ist der Mensch allewege glücklich zu preisen, der solchen Glauben hat und ihn so nahe und so klar hat, daß er ihn jeden Augenblick bekennen kann! Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft können ihn nicht schrecken, Schuld und Schicksal und Tod können ihm nicht schaden, sondern müssen ihm dienen! Er ist gewiß, daß gar nichts, selbst die Nöte eines Weltkriegs nicht, ihn soll und kann und wird scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christus Jesus, unserm Herrn.



Unser Javanen-Missionar auf seinen Predigt- fahrten in Suriname.

I. Überblick über die Arbeit an den Javanen.

Br. Bielle, bis jetzt der einzige Missionar, den wir für die 8—10 000 aus Java eingewanderten Arbeiter in Suriname anstellen konnten, wird bald unter uns sein und mündlichen Bericht von seiner Tätigkeit erstatten können. Er will es nämlich trotz des Kriegs versuchen, von Suriname nach Holland durchzukommen, um einmal nach seiner Frau zu sehen, die sich ihrer Gesundheit wegen in Deutschland aufhält. Möchte sie bald erstarben und auch Br. Bielle dann mit neuer Kraft wieder hinausziehen können.

Der Arbeit, die seiner wartet, ist viel. Sein Wohnsitz ist Zeliendal. Er hat aber auch in der Hauptstadt Paramaribo zu tun. Ja er reist durchs ganze Land, um die zerstreut wohnenden Javanen aufzusuchen. Die Javanen sind ja zumeist als Arbeiter auf den Zucker- und Kakao-plantagen angestellt. Haben sie nach einigen Jahren ihre vertragsmäßige Zeit abgedient, dann kehren sie in ihre Heimat zurück oder bleiben im Lande, bauen sich an und werden als selbständige Grundbesitzer ansässige Bürger.

Die missionarische Arbeit an diesen Leuten ist schwer. Sie sind so oft undurchsichtige Charaktere. Vor allem sind sie Trunk und Spiel ergeben und fröhnen dem lasterhaften Opiumgenuß. Dabei sind sie ihrem Bekenntnis nach Mohammedaner und sind auch als solche schwer zugänglich.

Gott sei Dank aber ist die Arbeit an den Javanen — trotzdem es überhaupt nicht die besten Elemente sind, die aus ihrer Heimat nach Suriname ausgewandert sind — nicht vergeblich gewesen.

Im Ganzen stehen nach den wenigen Jahren, in denen wir an ihnen Mission treiben, doch schon 53 in Pflege unsers Missionars; auch im letzten Jahre konnten eine Anzahl Tausen vorgenommen werden; und einigen sehr tüchtigen Christen konnte bereits eine Evangelistenstelle unter ihren Landsleuten eingeräumt werden. Unter diesen trat der Helfer Nitipawiro hervor, der im Osten Surinames tätig war und hervorragend treu seines Amtes waltete.

Wir hören im folgenden allerhand Einzelheiten von dem, was Br. Bielle auf seinen Predigtfahrten in Suriname

erlebt. Oft wird er schnöde abgewiesen. Dann aber finden sich wieder recht willige Hörer zusammen, mit denen er das Angeficht unsers Gottes sucht und Gottes Wort betrachtet.

II. Was Br. Bielke auf seinen Predigtfahrten erlebt.

In Wederzorg ruft ihm jemand pöttisch zu: „Hier kommt der Herr

des gefezlich vorgeschriebenen Lohns. Haben sie den Wochenlohn empfangen, dann gehts ans Würfelspiel, und zwölf Stunden später bitten sie den Direktor um Vorschuß, damit sie doch für die neue Woche wenigstens etwas trodenen Reis kaufen können! — Br. Bielke erzählt:

„Weiter kommen wir nach Spieringshoek, und damit an das Ende des langen Commewijne-Wegs. Auch hier



Javanen in Suriname mit Musikinstrumenten.

Allah!“ Das zeigt, wie viele denken. Jedenfalls führt sie der Umstand, daß der Missionar mit den Direktoren Verbindung hat, diesem nicht zu. Denn daß der holländische Missionar (Br. Bielke ist Holländer) mit dem holländischen Religionslehrer verkehrt, erscheint ihnen selbstverständlich. Nein, sie rühmen sich ihrer viel höher als das Christentum stehenden mohammedanischen Religion! Diese Plantage gehört zu den besten der Kolonie. Zur Zeit des Kaffeepflückens verdienen die Arbeiter bis zu sieben Gulden wöchentlich, das Doppelte

kommen zwar manche, die man zur Versammlung einlud, schließlich nicht; aber Marjos Kammer ist doch ein fester Stützpunkt für unsere dortige Arbeit. Er ist Aufseher; die Stube ist geräumiger als die der anderen. Zu Marjo und seiner Frau und den anderen kam dies Jahr noch ein Ehepaar als Taufbewerber hinzu. Auch ist einer anhänglich, der durch unseren Evangelisten Niti gewonnen wurde, ein Opiumraucher, der jetzt schon bedeutend besser aussieht als früher. Bekanntlich magern die Opiumraucher zum Skelett ab. Leider

wachsen, wie in Wederzorg, so auch hier die Kinder ohne Schule auf. Wir müssen eine Schule eröffnen.

Hart wie Stein bleibt der Boden in Heerendyk. Da hier wieder ein Fußweg den Fluß entlang läuft, können wir wieder mit dem Rad unsere Reise fortsetzen. Noch aber tun wir einen Blick auf den Grabstein einer unserer Brüder;



Javanenknaab Radjeman.

das einzige, was von unserer früheren Missionsstation Heerendyk übriggeblieben ist.

Bald ist Kronenburg erreicht, die Station unserer Indiermission. Dort hat die Firma A. Dürninger in Herrnhut eine Bakoven-Trocknerei, in der auch Javanen arbeiten. Aber diese Leute sind uns abgeneigt, und da sie Tag- und Nachtschichten haben, auch Sonntags arbeiten, haben wir uns um sie noch nicht kümmern können. — An dem früheren Fredriksdorper Missionshaus

vorbei, kommen wir bald zu unserer Missionschule Johann en Margareta, die im Kirchgebäude gehalten wird, das in schöner Lage am Fluß liegt. Wenn alle Asiaten diese Schule besuchten, so müßte sie vergrößert werden. Die dortigen Javanenkinder könnten auch eine Schule auf unserer Hauptstation Zeliendal besuchen, da sie mit dem Flußdampfer gut zu erreichen ist. Die etwa acht Javanenkinder, die hier lernen, versammeln wir wöchentlich einmal zu einer biblischen Geschichtsstunde. Oft kennen sie die Gegenstände, die vorkommen, noch gar nicht, z. B. gibt es keine Steinesel an der Commewijne, also mußte ihnen dies Tier beim Einzug Jesu in Jerusalem erst erklärt werden. Leider stehen wir mit den Eltern dieser Kinder, die hier ihr Arbeitsfeld bebauen, noch nicht auf vertraulichem Fuß. Der Kampf ums Dasein ist für diese Leute keine Kleinigkeit. Jeder bekommt einen Teil dieser jetzt verwahrlosten Plantage zugewiesen. Wenn ich sie frage: „Vergißt du das Almosen und Fasten nicht?“ so ist die Antwort: „Man kann Allah auch ohne das dienen.“ Und fängt man an von dem Glück des Herzens durch Jesum zu reden, dann bricht der Javane bald ab, indem er seinem Gegenüber zuzuft: „Gib mir einmal eine geröstete Banane, ich habe Hunger.“ —

Wir setzen auf einem dünnen Baumstamm über den Fluß und fragen dort einen Mann, wie es ihm geht, und ob er in Suriname schon ganz eingerichtet ist, wo in Java er gewohnt hat, und wie die Begrüßungsfragen alle lauten. Er arbeitet ruhig an seinem Stück Holz weiter, freut sich aber dann sehr, daß ich in Java war und daher von seiner schönen Heimat erzählen kann. Immer

mehr Städte muß ich ihm nennen, bis er es glaubt. „Da warst Du also in der Fürstenstadt Djoesja?“ „Da war ich auch, und habe sogar den Sultan gesehen, als er an Königin's Geburtstag seinen Palast verließ und ausfuhr, aber im Palast war ich noch nicht. Warst Du darin?“ „Wie soll ich als kleiner,

Doch das zu uns gehörige Ehepaar steht doch nicht mehr so einsam und von allen gemieden da, wie zu Anfang. Der Mann arbeitet fleißig auf seinem „Grund“, und die Frau verdient sich durch einen Lebensmittelhandel auf dem Markt etwas bares Geld. Beide besuchen uns regelmäßig in Lelien-



Landschaft in Suriname. — Durch unsere Mission eingeführtes Vieh.

armer Mann mich da hinein wagen!“ „Aber hast Du schon einmal darüber nachgedacht, wie Du als kleiner, armer Mann in die Gottesstadt dort oben hineintommen willst?“ „Wer spricht in Suriname vom Himmelreich?“ Als er mich erkannt hatte, fügte er hinzu: „Ach, Du bist der Missionar von Lelien dal.“ Das bedeutete: „Da kann man Dir ja Dein Reden nicht übel nehmen.“

dal. Neulich traf ich in ihrem Häuschen eine Frau mit ihrem Säugling, die als „unsere Schwester“ vorgestellt wurde, weil sie mit demselben Schiff wie das Ehepaar von Java gekommen war. Ich frage: „Warum hat sie ihren Mann verlassen und ist zu euch gezogen?“ Da muß die Frau einen Umweg machen und sagt erst: „Ich möchte Unterricht bekommen.“ Ich mache ihr verständlich,

daß ich sie durchschaue, und schließlich kommt heraus, daß ihre zwei Kinder gestorben seien und sie nun mit dem dritten anderswohin ziehen müsse, damit dieses nicht auch von demselben Geist getödet würde.

Flußabwärts liegt Rust en Werk, wo jetzt tief im Busch der Gottesacker und einige Steine des Missionshauses an unsere frühere Station erinnern. Schon von weitem sahen wir die vielen Arbeiterwohnungen und den hohen Schornstein der Zuckerfabrik. Hier ist Leben und Geldverdienst genug. Wenn nur diese Hunderte von Javanen den Sonntag, statt ihn zum Sündendienst zu benutzen, zum Gottesdienst brauchten. Die Leute waren gestern bei einer großen Opfermahlzeit, d. h. bei einem Spiel, darum müssen sie jetzt ausschlafen. Der Evangelist aber, der schon gestern abend herkam, bringt schließlich fünf Leutchen zusammen, mit denen er gestern abend sprach. Der Direktor hat uns einen unbenutzten Krankensaal zur Verfügung gestellt. Einer von den Zuhörern ist ein Aufseher, den anderen kenne ich vom Gefängnis her, in dem er des Spiels wegen saß. Er hatte alles verspielt und nahm darum einer Frau durch Überredung ihre Goldsachen ab, veräußerte sie in der Stadt, und wurde dann wegen Diebstahls und Desertion mit neun Monaten Zwangsarbeit bestraft. Er wohnte den Gottesdiensten im Gefängnis bei, bat um ein Neues Testament und scheint sich auch jetzt noch zu uns halten zu wollen.

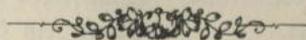
Dann ist noch ein Einäugiger hier. Wie viele Kinder sind schon fast erblindet, infolge Vernachlässigung der Augenkrankheiten! Dieser Javane ist eine Art Pastor, er betet und heilt die Kranken,

natürlich gegen Bezahlung. Er hat als Kind die Missionschule in Java besucht und dort etwas vom Christentum gehört. Treulich hält er zu uns. Er nimmt mich in die Ecke und bittet mich um Taufunterricht. Das freut mich. Ich sage: „Madrijo, aber Du hast ja neulich Deinen Sohn vom mohammedanischen Geistlichen beschneiden lassen und dann Opfermahlzeit gehalten.“ Darauf er: „Wurde nicht auch Jesus beschnitten?“ Ich suche das nach Röm. 15, 8 zu erklären, und ihn auf die Beschneidung des Herzens (Röm. 2, 25) hinzuweisen. Die Beschneidung ist bei den Javanen Volljährigkeitszeugnis. Der Mann sucht die Wahrheit. —

Willkommen sind unsere Besuche den zu langjährigen Strafen Verurteilten im Gefängnis des Fort Amsterdam. Hätten wir nur immer solche aufmerksame Zuhörer, wie jene Kurzgeschorenen in ihren braunen Sträflingskleidern in dem schönen Versammlungsraum! Wenn nicht alle, so geben doch die meisten gute Antworten und werden sich hoffentlich zur Taufe melden. — Besonders anmerklich ist mir ein großer Javane, der wegen Mordes zu zwölf Jahren verurteilt ist und die schwere Kugel an langer Kette mit sich herumschleppt. Anfangs waren seine Augen kalt, jetzt haben sie einen ganz anderen Gesichtsausdruck angenommen.

Zwischen den Schienen der Feldbahn radeln wir, inmitten der grünen Zuckerröhfelder, dem Marienburger Fabrikshornstein entgegen. Nach einer Stunde sind wir mitten im Gewühl des großen Betriebes. Hunderte von Javanen und Britisch-Indiern werden hier in der Fabrik und auf den Feldern beschäftigt; unter ihnen einige Christen.

In der Kirche unserer hiesigen Kreolen-Gemeine halten wir den Taufunterricht. Hauptsächlich suchen wir im großen Hospital, wo auch einer der Krankenpfleger zu uns gehört, Einfluß auf die Menge zu gewinnen.“



Treue Alte.

In Carolina in Suriname, einer Filialgemeine von Groningen, wohnt schon seit Jahrzehnten ein betagtes christliches Neger-Ghepaar Robert Waterwal und seine Frau. Er und sein Bruder haben hier eine Kirche gebaut. Deren Bauart fällt jedem sofort auf. Sie weicht von der üblichen Bauform unsrer Kirchen ab. Sie besitzt ein Längs- und ein Seitenschiff. Nicht weit von dem Gotteshaus ist die Wohnung der beiden lieben Alten. Der alte Robert ist blind und schwer leidend, aber er trägt sein Ungemach mit der stillen kindlichen Ergebung eines Gotteskinds, das auch

alles Leid aus der Hand des Herrn nimmt.

Hier findet der müde Missionar immer Obdach und Herberge. Die alte Mutter sorgt für alles und würde recht beleidigt sein, wenn man ihr etwas für ihre Dienste anbieten wollte.

Am Abend unterhielt sich Br. Weiß mit den lieben Beiden. Da wurde manches Missionars in Liebe und Dankbarkeit gedacht. Der Predigtbesuch am Tag darauf war gut. Nachmittags um 3 Uhr mußte Br. Weiß von diesen lieben schwarzen Geschwistern Abschied nehmen.

Gott behüte und stärke sie in ihrer Einsamkeit.



Wie der Moskito-Indianer seinen Lebensunterhalt gewinnt.

Von Br. H. Schubert, 3. St. in Niesky O.-L.

(Fortsetzung.)

I. Vom Landbau,

von dem wir im vorigen Monat sprachen, noch einige Worte:

Ist einmal in einem Bezirk Mißwachs eingetreten, dann geht der Indianer gern zu Verwandten an solche Orte, wo genügend Nahrungsmittel vorhanden sind. Da erinnert er sich an Angehörige und Freunde, an die er sonst kaum mehr denkt, und findet, daß er es

doch wirklich nicht länger hinauschieben kann, diese Lieben einmal wieder zu sehen. Er tut das ganz unbekümmert: darum, ob er ihnen lästig fällt oder nicht, denn er weiß, wenn die ihn einmal brauchen, so finden sie auch den Weg zu ihm und bleiben dann sicherlich ebenso lange bei ihm, wie er bei ihnen blieb. Das ist das panna-panna-Gesetz der Indianer. Auf deutsch: Ich habe ein

Recht zu fordern, daß andere mir entgelten, was ich ihnen getan; oder kürzer: Wie du mir, so ich dir. —

Landbau ist also beim Moskito-Indianer ebenso wie bei uns die Grundbedingung zur Volkswohlfahrt.

II. Viehzucht

gehört bei den Indianern nicht zum Landbau wie bei uns. Zugtiere können auf dem abgeholzten Boden, wo die

das Kalb zu kurz kommen würde. — Wenn auch der Landwirt weder für Stall noch Futter zu sorgen hat, so ist doch auch die Viehzucht nicht müheelos. Nicht selten schlägt der Jaguar oder der Puma ein Tier; oder kleine Wunden, verursacht etwa durch einen Dorn oder die vielen Zecken, werden den Tieren gefährlich, weil Schmeißfliegen ihre Eier in solche Wunden legen, welche dann durch die entstehenden Würmer schnell



Landungsplatz mit Sumu-Indianern am Piz Piz.

Baumstümpfe stehen bleiben, nicht gebraucht werden. Die Hacke ersetzt dort den Pflug. Doch besitzen viele Indianer Pferde und noch mehr Kinder. Diese leben in halb wildem Zustand auf der offenen Savanne und werden im Bedarfsfall eingefangen. Doch ist der Nutzen dieser Tiere nicht sehr groß. Eine gute Kuh kostet etwa 60—90 Mark. Das ist aber kein Tier wie man sie hier sieht. Die Kühe sind klein und mager, und Milch geben sie nur, wenn sie ein Kalb haben. Oft ist das Quantum Milch so gering, daß man die Kuh überhaupt nicht melken kann, da sonst

sehr böse werden. Es gibt Indianer, die mehr als dreißig Kinder ihr eigen nennen und mehrere Pferde. Eine solche Herde ist der Stolz des Besitzers und gibt ihm durch gelegentlichen Verkauf eines Stückes ein nettes Einkommen. Sein Eigentum unter den vielen Tieren auf der Savanne erkennt der Indianer übrigens am Brandzeichen oder an einem bestimmten Einschnitt oder besser Ausschnitt an einem der Ohren, welcher der Kuh, als sie noch Kalb war, beigebracht wurde. Außer Kindern und Pferden hält der Indianer auch Schweine; und seine Frau gibt sich mit Hühnerzucht ab.

III. Der Erwerb baren Geldes.

Wenn die Kostgründe dem Indianer auch alles darbieten, was zum täglichen Brot gehört, so bringen sie ihm doch kein oder nur sehr wenig bares Geld

Gesellschaften als Erwerbsstätte in Betracht. Hier werden viele hundert Leute beschäftigt. Sie wohnen meist in offenen Schuppen, und jeder Mann bekommt nur eine hölzerne Pritsche als Schlaf-



Bloßlegen einer Goldader in den Minen von Ataragua.

ein. Um dieses zu erwerben, muß er sich alljährlich auf einige Zeit verdingen. Die jungen Männer gehen gern in die Fremde und bleiben oft länger als ein Jahr fort, bald hier bald da Arbeit nehmend.

Zunächst kommen die großen Bananenplantagen der ausländischen

stätte zugewiesen. Eine Decke und was er sonst wünscht, hat er selbst mitzubringen. Sein Lohn beträgt 1 Sol = Mk. 1.60 pro Tag. Das Essen ist höchst einfach. Morgens gibt es Kaffee und Brot, mittags und abends Reis mit Bohnen, in künstlichem Schweinefett

gebacken. Fleisch wird auf den meisten Plantagen selten verabfolgt. Zu jeder Mahlzeit gibt es ein Brötchen und ungefähr ein Viertelliter Kaffee. Ganz ähnlich sind die Verhältnisse in den Mahagonischlagereien.

Reichtümer kann der Arbeiter unter diesen Verhältnissen nicht sammeln, denn er braucht viel an Kleidung und Schuhwerk, und das ist teuer; doch kann ein

portiert. Eine solche Fahrt bringt den Leuten ungefähr Mk. 25.—, je nach der Entfernung auch mehr. Bis nach den Minendistrikten am Oberlauf des Prinzapolkastuffes können tüchtige Ruderer bei günstigen Wasserverhältnissen drei Fahrten im Monat unternehmen. Mehl, Reis und Bohnen zur Beköstigung erhalten die Leute mit auf den Weg, dazu das billige amerikanische Kunstschmalz.



Minengegend in Nicaragua.

sparfamer Mann ziemlich die Hälfte seines Lohnes zurücklegen und davon dann für seine Familie Zeug zu Kleidern und allerhand Gebrauchsgegenstände kaufen.

Besser steht sich ein Mann in den Transportgeschäften an den Flüssen, die an ihrem Oberlauf Goldminen haben. In großen Booten, welche aus ausgehöhlten Cedern- oder Mahagonistämmen bestehen, werden sämtliche Güter von der Flußmündung, wohin Schiffe die Waren bringen, den Fluß hinauftrans-

In der schönen Jahreszeit ist das eine gute Arbeit, aber in der Regenzeit ist sie umso härter. Da kommen die Leute oft Tag und Nacht nicht aus ihren nassen Kleidern, denn nicht immer trifft es sich am Abend so, daß sie eine menschliche Behausung erreichen, die ihnen Unterschlupf gewähren kann. Die Niederlassungen der Eingeborenen sind im Inland dünn gesät. Gar mancher Mann legt auf solchen Fahrten den Grund zu einer Krankheit. Große Boote

können leicht dreißig Zentner und mehr laden; fortbewegt werden sie von acht bis zwölf Ruderern. — Auf der Talfahrt sind die Boote meist leer, wenn nicht etwa einige Passagiere sich einfinden. Gelegentlich besteht die ganze Fracht in dem gewonnenen Gold, welches der Minenbesitzer nach den Vereinigten Staaten sendet. Ein Kaufmann, der lange Jahre in Nikaragua war, sagte mir, er müsse zum Ruhme der Indianer feststellen, daß er nie von einem Golddiebstahl gehört habe. Wie es dem Kapitän des Bootes eingehändigt wird, so liefert er das in kleinen Barren geformte Gold im Hafen dem Agenten der Mine ab. Niemand kann diese Transporte besser ausführen als die Indianer, welche mit dem Flusse völlig vertraut sind und jeden Felsen in den gefährlichen Stromschnellen kennen.

Am besten wird die Arbeit in den Goldminen bezahlt. Man nimmt aber dort nicht gern Arbeiter nur auf kurze Zeit, da die Leute erst manches lernen müssen, bis sie brauchbare Arbeiter sind, die z. B. mit Sprengmitteln umgehen können oder Maschinen bedienen. Da ein Familienvater nicht gut sehr lange von Hause fort sein kann, so gehen nach den Minen meist junge Leute, die dann oft länger als ein Jahr dort aushalten. Aber da es dort viel Gelegenheit zu Trunk, Spiel und unsittlichem Lebenswandel gibt, so kehren die Jünglinge doch oft mit leeren Taschen nach Hause zurück. Immerhin kommt auch mancher nach längerer Abwesenheit mit schönen Ersparnissen heim und legt so den Grund zu einem späteren Wohlstand.

(Schluß folgt.)

Aus Unyamwesi in Deutsch-Ostafrika.

Eingang des ersten längeren Schreibens seit Kriegsausbruch.

Unserer Missionsdirektion ging heute, am 5. August, der erste längere Brief unseres derzeitigen Präses Br. A. Seibt aus Sikonge in Unyamwesi, Deutsch-Ostafrika, zu. Er ist am 12. April geschrieben. Von wiederholt geschriebenen Briefen ist dies der erste, der in unsere Hände kommt. Geistliche Arbeit und Schularbeit konnten voll aufrecht erhalten werden. Wie eine Karte mitteilte (s. S. 187), waren im November auf den Stationen Kitunda, Sikonge und Ipole, zu Weihnachten in Tabora Taufhandlungen vollzogen worden, sodaß am 31. Dezember 1914 die Zahl der Christen um rund 150

zugenommen hatte. Auch die Zahl der Lehrleute ist größer geworden. Es standen am 1. Januar 990 Seelen in Pflege. Das erste Tausend war beim Abgang des Briefes schon überschritten, denn zu Ostern hatten noch in Urambo und Usoke Taufhandlungen stattfinden können. Bei Sikonge, Ipole und Urambo wurden neue Außenstationen eröffnet, bei Kitunda mehrere Außenschulen. Die höhere Schule konnte Ende September 1914 vier Schüler in die Arbeit abgeben. Nach zwei Wochen Ferien fing die Schule mit fünfzehn Schülern aufs neue an. Freilich war es schwierig, die große Zahl zu beköstigen, da die letzte Ernte nicht

gut ausgefallen war. Aus Mangel an Lebensmitteln wurde die Schule den Januar hindurch geschlossen, dann war es möglich, das Nötige wieder zu kaufen; und die diesjährige Ernte verspricht ziemlich gut zu werden. Der Neubau in Tabora sollte gerade begonnen werden, als der Krieg ausbrach. Verschiedene Umstände machten es nötig, die Sache zunächst aufzuschieben.

Verschiedene Familien wurden durch die Geburt von Kindern erfreut, die Geschwister Brauer, Büttner, Nielsen, Gaarde, Zoberbier, Seibt. Doch rief der Herr das Söhnlein der Geschw. Büttner und einen der Zwillinge der Geschw. Nielsen wieder heim.

Der Gesundheitszustand der Geschwister war im allgemeinen, Gott sei Dank, ein guter. Br. Brauer mußte



Straßenszene auf unserer Station Sitonge in Unyamweji in Deutsch-Ostafrika.

Br. Jakob Terp in Urambo war im August 1914 ernstlich erkrankt. Ebenso hatte Br. Seibt im Juli v. Js. ein schweres Schwarzwasserfieber. Beide Brüder durften sich erholen. Schw. Oberleins Gesundheit machte nach einem schweren Fieber im November ernste Sorge. Ein einmonatiger Aufenthalt in Ipole im Hause der Geschw. Blohm und in Behandlung dieses Bruders machten ihre Rückkehr nach Kitunda Anfang Dezember möglich.

allerdings nach seiner vorjährigen Erkrankung noch sehr vorsichtig sein.

Die Brüder Nielsen und Geiger wurden am 15. September eingezogen. Alle übrigen Missionare wurden ihrer Arbeit erhalten. Br. Nielsen erhielt im Februar einen einwöchigen Urlaub, kurz vor dem Heimgang seines einen Kindes. Br. Zoberbier ist in der Krankenpflege tätig.

Es war den Missionaren möglich, die nötigen Geldmittel für den laufenden

den Betrieb zu erhalten. Eigentlichen Mangel an Lebensmitteln haben sie persönlich, Gott sei Dank, nicht gelitten. Als Ende 1914 der Weizen für Brot aufgebraucht war, behalf man sich mit Mais-, Muhogo- und Bananenmehl. Bei Absendung des Briefes waren Leute nach Nyassa unterwegs, um dort neuen Weizen zu holen. Gemüse war reichlich vorhanden, aber der Same war zu Ende gegangen oder nicht mehr keimfähig. Salat, Gurken, Zwiebeln und Bohnen

konnten weiter gepflanzt werden. Petroleum und Zucker schienen aufgebraucht zu sein. Die Preise für alles waren ziemlich hoch. Wäsche und Schuhwerk bedurften teilweise sehr der Ergänzung. Auch von vielen Medikamenten war nur noch ein kleiner Rest vorhanden. Besonders empfindlich war der Mangel an Chinin. —

Wir freuen uns, so gute Nachricht erhalten zu haben und trauen dem Herrn zu, daß Er auch weiter über diesem Missionsfeld wachen wird. —



Station „Schlesien“ mit dem Zentralseminar in Deutsch-Ostafrika.

— Winte für den Briefverkehr. —

Die Vermittlung obigen Briefes erfolgte durch den „Deutschen Hilfsverein in Stockholm“. Derselbe bietet sich an, während des Krieges den brieflichen Verkehr zwischen Deutschland und den Ländern, mit denen ein direkter Verkehr jetzt ausgeschlossen ist, zu vermitteln.

Dieser seit 1876 bestehende Verein berechnet für seinen Dienst nichts, bittet jedoch, jedem Brief für Portoauslagen drei internationale Postantwortscheine beizufügen, wie solche für 25 Pfennige das Stück bei jedem Postamt erhältlich sind. Die Briefe können in deutscher Sprache, aber müssen mit

lateinischen Buchstaben möglichst deutlich geschrieben werden, sind in genau adressiertem, für den Empfänger bestimmten und offenem Umschlag dem Verein einzusenden, ebenfalls in offenem Umschlag. Genaue und deutliche Adresse des Absenders und Empfängers ist dem Verein in jedem einzelnen Fall anzugeben. In den Briefen darf kein politisches Thema berührt werden, es empfiehlt sich

auch, nichts oder aber sehr wenig vom Krieg zu erwähnen. —

Der Verein sorgt auch für Weiterbeförderung von Telegrammen und Geldbeträgen, aber nicht von Paketsendungen. In jedem Brief ist der Deutsche Hilfsverein in Stockholm als Vermittler anzugeben, um dem Empfänger klar zu machen, auf welchem Weg derselbe antworten kann.



Das einsame Missionsgrab im Urwald.

Am 1. März d. J. stand unser Surinamer Missions-Präses am Grabe eines unserer tief drinnen im Urwald des Buschlands zur Ruhe gebetteten Missionsveteranen. Er schreibt darüber: „Mein erstes Ziel war heute die Auffindung des früheren Missionspostens Bambah und des Grabes von Rasmus Schmidt. — Zu dem Zweck war von Neu-Aurora ein Dienerbruder mit mir gekommen, Philippus, der seinerzeit zusammen mit Br. Ad. Schärp das Grab suchte. Seitdem — es mag wohl 25 Jahre her sein — war niemand mehr hier gewesen.“

Nach dreistündiger Fahrt erklärte mein Begleiter, daß wir jetzt an dem Platze seien, wo Bambah gestanden habe. Wir gingen ans Ufer und schlugen uns durch den Busch. Philippus war seiner Sache sicher bis zu einem ihm ganz klaren Punkt. Da jedoch erklärte er: „Nun müssen wir aber suchen. Das Grab ist sicherlich hier in der Nähe.“ Aber natürlich war alles mit Wald überwachsen. — So teilten wir uns denn und gingen ans Suchen. Es dauerte etwa eine halbe Stunde, ehe einer

von uns das einsame Grab entdeckt hatte. — Bis ich herankam, hatten sie den Stein gesäubert, so daß er noch gut zu entziffern war. Er ist noch gut erhalten. Um ihn kenntlich zu machen, ist am oberen Ende ein spitzer, säulenartiger Feldstein aufgestellt.

Siebzig Jahre sind es her, seit dieser unermüdete Zeuge Gottes und Apostel des Saramakkanerstammes der Buschneger hier heimging. Seine Witwe war ganz allein. Der Dienerbruder Hirt hielt das Begräbnis. Der damals zwanzigjährige Gottlieb, den ich in Potigron traf, wurde mit anderen in die Stadt geschickt, um die Kunde von dem Heimgang den Missionaren zu überbringen. Dann kamen die Brüder Tani und Treu, um alles zu ordnen. Die Witwe heiratete ein Jahr darauf Br. Meißner und hat als Witwe noch Anfang der 80er Jahre in Gnadenfeld in Ober-Schlesien gelebt.

Wir standen alle unter dem Eindruck dieses einsamen Denkmals alter gesegneter Missionszeit. Ich sprach ein paar Worte, und wir sangen einen Vers. — Schließlich war noch meine Kamera in Tätigkeit.

Neuere Nachrichten von unseren Missionsfeldern.

Eine wertvolle literarische Arbeit hat Br. Edmund Dahl in jahrelangem mühsamem Schaffen zu Ende geführt: das **Kinyamwesi-Deutsche und Deutsch-Kinyamwesi Wörterbuch**, dessen letzter Druckbogen soeben die Presse verläßt. Wie Prof. D. Meinhof, der bedeutende Afrika-Sprachenforscher am Kolonial-Institut in Hamburg, den Verfasser zum Abschluß dieses Werks beglückwünscht, so dankt ihm unsere gesamte Mission. Wir kommen auf diese Arbeit zurück.

In Bluefields hält ein **römisch-katholischer Bischof** mit fünf Kapuziner-Mönchen Einzug, deren Zahl

durch acht Patres aus den Vereinigten Staaten vermehrt werden sollte. Diese sollten an der Ostküste **Nicaraguas** angesiedelt werden, um dem Katholizismus freie Bahn zu schaffen. Gott sitzt im Regimente.

In **Südafrika** sind außer den zwei Brüdern Müller und Schmidt keine weiteren Missionare unserer Mission gefänglich eingeschlossen worden.

Auch von **Australien** haben wir einen ersten Gruß seit Kriegsausbruch erhalten. Auch dort hatte man unter den Wirkungen des Kriegs zu leiden. Näheres erfahren wir nicht.

Aus der Heimat — Für die Heimat.

Die **Missionswoche in Herrnhut** soll nun doch stattfinden. Vom 11.—15. Oktober. Als Hauptvorträge sind in Aussicht genommen: „Die Mission als Trägerin des Menschheits-Evangeliums in völkischer Bedingtheit“ von Prof. D. Eitzert, Halle. „Missionshoffnungen und -Ideale angesichts des Weltkriegs“ von Dir. Hennig, Herrnhut. „Besteht gegenwärtig eine drohende Gefahr der Verweltlichung unseres Missionslebens?“ von Prof. D. Zul. Richter-Berlin. „Hat die Deutsche ev. Missionshilfe eine Aufgabe im deutschen Missionsleben?“ von Dir. A. W. Schreiber-Berlin. „Unsere Neu-Orientierung gegenüber der Welt des Islam“ von Pf. Würz, Niehen bei Basel. „Die Dankeschuld der deutschen ev. Mission an Basel“ (Gruß zur Jahrhundertfeier) von P. Schlatter, St. Gallen. „Auslandsdeutschtum und Mission in Gegenwart und Zukunft“ von Geh. Rat Prof.

Mirbt, Göttingen. Derselbe: „Eindrücke auf einer Afrikareise.“ „Der Krieg und die Baseler Kamerun-Mission“ von Präses Lutz. „Das alte und das neue China“ von Miss. Genähr-Barmen.

All den Sammlern und Mitgliedern des **Inyamwesi-Bundes** einen herzlichen **Dank**. Mk. 78 000.— hat der Bund im ersten Jahr seines Bestehens (1914) aufgebracht. Diese Summe wird wahrscheinlich den Bedarf für dieses Gebiet decken. Also das Ziel war erreicht. Dürfen wir auch in diesem Jahr darauf rechnen? Gott hat uns ja das tägliche Brot gegeben und vielen viel Sorge und Not erspart. Dafür danken wir ihm gern.

Die **Missionsmehrausgabe** beträgt noch 157 000 Mk. Wie mancher läßt uns aus dem Schützengraben, aus Ostpreußen, nach Bewahrung in einem Sturmangriff oder im Blick

auf eine gute Ernte eine **Dank-Gabe** zu kommen! Dafür in Gottes Namen Dank und Gruß!

Br. W. Peper in Tübingen empfiehlt Abhaltung von **Missionkatechesen**, besonders da, wo eine zahlreiche Jugendschar in der Kirche zu erwarten ist. Durch Fragen

kann man die Kinder in gespannter Aufmerksamkeit erhalten. Die Fragen müssen allerdings so gestellt sein, daß man mit Bestimmtheit auf die gewünschten Antworten rechnen darf. An solchen Katechesen nehmen auch die meist zahlreich anwesenden erwachsenen regen Anteil.



Vom Büchertisch.

Der Verlag Fr. Bahn, Schwerin, gibt einige sehr gute Oktavschriften heraus für die Andacht zu Haus und im Felde: Stuhmann: „Heilige Flamme glüh“ und „Wir sind die Kraft“. Krüning: „Alar Schiff“. Fischer: „Es ist der Herr“. à 32 S., 15 Pf. In Partien billiger.

Seidel: „Wege zum Sieg“. Andachtsbuch fürs Feld und daheim. Berlin-O. Ostdeutscher Jünglingsbund, Sophienstr. 19. 47 S. Nur 15 Pf. 50 St. 5.—. Sieben Gebete in Kriegsnot. 65. Tausend. Barmen, Biermann.

C. R. Vietor: „Wehrt euch und freut euch.“ Ein fröhlicher Brief und eine lustige Geschichte für unsere lieben Feldgrauen. 64 S., 50 Pf. Barmen, Biermann.

Th. Palmer, P.: „Der Herr ist nun und nimmer nicht von seinem Volk geschieden.“ 6 Predigten (an den Kirchenfesten) in großer Zeit. 64 S., 1 M. Basel, Missionsbuchhandlung, 1915.

Bölke: „Im Heimatfrieden.“ 46 S., 35 Pf. 25 Gr. Mt. 8.—, 50 Gr. 14.—, 100 Gr. 25.—. Rechte Liebe zur Heimat für die Söhne Deutschlands. Zunächst der Konfirmanden-Jugend gewidmet. Vaterhaus, Heimatkirche, Heimweh, Heimat für Heimat-

lose, Aussprüche berühmter Männer über die Heimat.

Ihmels, Prof.: „Der Krieg im Lichte der christlichen Ethik.“ 1915. 32 S., 60 Pf. 1. Das Problem. 2. Der Krieg im Lichte der Bergpredigt 3. Die sittliche Notwendigkeit des Kriegs. 4. Führung des Kriegs im Sinne Jesu. 5. Praktische Konsequenzen.

Zwei zeitgemäße Erzählungen aus Verlag Biermann, Barmen: C. R. Vietor: „Ich hab in der Welt nur ihn geliebt.“ 105 S. Geschenkband. 1 Mt. 5. Aufl. Clara Heitefuß: „In der anderen Welt.“ Geschenkband. 1,25 Mt. 95 S.

Prof. Meyer: „Kirche, Volk und Staat vom Standpunkt der ev. Kirche aus betrachtet.“ 1915. 58 S. 1,20 Mt. Deichert, Leipzig. Grundsätzliches, Entstellung und Bedeutung des gegenwärtigen Verhältnisses, Zukunft. Die Volkskirche muß erhalten bleiben, aber dem Staat gegenüber selbständiger werden.

Von „Schulter an Schulter“ ist ein 6. Heft erschienen. Inhalt: „Halt aus“, Gedicht von H. Bauer, „Kriegsbetstunde“ von D. Roy, „Loje Blätter“, Kriegsjahr 1914/15 von P. Holland, „Unser Tannenbaum“ von Th. D., „Allerhand zum Nachdenken“, „Gebet eines Kriegers“.